

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Martin Müller, stud. iur., Leipzig [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Martin Müller, stud. iur., Leipzig,
geb. 27. Juni 1892 in Blankenburg,
gef. am 20. Juli 1916 bei Hardecourt a. d. Somme.

Lahure, am 1. Weihnachtsfeiertag 1914.

Fröhliche Weihnachten und glückliches frohes Jahr! Möge das kommende Jahr einen guten Frieden bringen und uns alle gesund wiedersehen lassen. — Wir haben gestern am heiligen Abend tief in das Elend, das der Krieg mit sich bringt, aus der Ferne hineinschauen müssen.

Am 23. erst Brigadegerzieren bei St. Erme von 7 bis $\frac{1}{2}$ 10; dann Besichtigung der dortigen Armeereserve durch den kommandierenden General bis 12, daran anschließend gründliche Säuberung des corpus, Bürsten des Bartes, Annähen einiger Knöpfe und Stopfen einiger Hosenträger. Es folgte ein Festmahl, ich wählte in meiner „Genügsamkeit“ Gänsebraten, richtigen Gänsebraten. Fürstlich. Dann spendierte ich zwei Mokkasäckchen zum gemütlichen Kaffee mit Stollen, dann wollte ich einen Dankbrief an Euch schreiben, und dann wollten wir um 5 Uhr zur Christmette gehen, daran anschließend nachher in den Klosterkeller, zur Kompagnieweihnachtsfeier. O, wir freuten uns alle wie die Kinder darauf. Aber es sollte anders kommen. Ein Mann stürzte plötzlich rein mit dem Rufe „Alarm“. Na, man war das ja allmählich gewöhnt. Es wird schon wieder ein blinder sein. Mir kam die Sache aber doch etwas komisch vor. Jetzt kurz vor der Weihnachtsfeier blinden Alarm? Ne, so gehässig kann der Ortskommandant nicht sein! Also rasch das Nötigste in den Affen. Außer Wäsche, Ohrenschützer und den anderen immer im Tornister befindlichen nötigsten Sachen noch rasch die Wurst, Pfefferkuchen, Marzipanwurst und alle Stäbchen. Alles andere, als da sind Decken, Kissen, Pelzine, Konserven, Kisten, Weihnachtsbäumchen, und so vieles andere rasch in meinen Fußsack kunterbunt reingeschmissen. Kodak noch fix an den Leibriemen geschnallt, ein mächtiges Stück Stollen noch in die Hand, Flasche mit kondensiertem Tee und Rum von Herrn Großmann rasch in den Brotbeutel. Knarre in die Hand. Affen auf den Buckel und raus. Wir sind die ersten da. Bald kommen auch die anderen. „Das Gewehr über! Ohne Tritt marsch!“ Los geht's. Und wir marschierten nun! Es ging um $\frac{1}{4}$ Uhr fort, 1 Stunde, 2 Stunden. Noch immer kam nicht das ersehnte Kommando „Keht marsch“. Nur ein Thema wurde eifrig besprochen, die zurückgelassenen Weihnachts-

pakete und vor allem der Stollen. Immer weiter ging's. Die Nacht brach herein. Jetzt war's schon $\frac{1}{2}$ 7 Uhr. Da plötzlich ein schriller Pfiff durch die Nacht. Wir stehen vor einem Bahndamm. Ein riesenlanger Zug wartet bereits. Einsteigen! — Wohin? Wohin? Keiner kann die Frage beantworten. Das Zügler dampft ab. Die anfängliche misshutige Stimmung wird durch glänzenden Galgenhumor verdrängt. Ein Weihnachtslied nach dem andern dröhnt aus rauhen Kehlen. Der Zug rast! Ein Unteroffizier, seines Zeichens Kulissen-schieber am Neuen Theater in L., deklamiert selbstverbrochene Verse, die eigentlich zur Weihnachtsfeier bestimmt waren. Halt! Laon! Alles drängt sich neugierig zur Tür unseres Viehwagens — wir sind übrigens 46 Mann darin. — Hell erleuchtet liegt das wunderhübsche Städtchen friedlich oben auf dem Berge. Weiter geht's. Allmählich wird's stille bei uns. Bald ertönen die regelmäßigen Atemzüge und das Schnarchen der ermüdeten Schläfer. Die Geschwindigkeit des Zuges wird allmählich beängstigend. Auch ich dusele nun etwas ein. Alles aussteigen! Die Leuchtuhr zeigt schon $\frac{1}{2}$ 4. Das Marschieren beginnt wieder. Rechts von uns am ganzen Horizont das wunderbar prächtige Bild des nächtlichen Kampfes. Leuchtkugeln, Leuchtraketen, Scheinwerfer, das Aufblitzen der abschießenden Geschütze, Gewehrgeknatter. Alles gewöhnliche Bilder, nur verstärkt. Die Nacht lebt! Es ist wundervoll! Wenn nur diese Ungewissheit nicht wäre. Wohin werden sie uns denn stecken? Besonders beunruhigend sind die unzähligen Krankenautos, die andauernd vorbeirasen und uns mit Schlamm besprizen. Der Weg ist fast unpasseierbar. Durchweicht! Es regnet. Wir laufen direkt im Gilmarsch. Kein Halt! Immer weiter! Der Morgen graut! Endlich ein Dorf in Sicht. Halten! Bis um 9 Uhr stehen wir hier auf der Landstraße tief im Schlamm. Ein feines Schneegestöber hat inzwischen eingesetzt. Eine Hundekälte. Endlich, um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, wurde uns Quartier angewiesen. Und zwar erwischt unser Zug einen offenen Hof mit sympathischem Misthaufen. Eine Sitzgelegenheit gibt's nicht. Unseren Offizieren geht's nicht besser. Der Ort — Tahure — wimmelt von Militär. Die Armeereserve von zwei Armeekorps ist in das vollkommen zerstörte Dorf zusammengezogen. Und nun sichert allmählich die Wahrheit durch. Die Franzosen haben in den letzten drei Tagen die verzweifeltsten Durchbruchversuche gemacht. Alle gescheitert. Ungeheure Verluste auf beiden Seiten. Gestern 1200 französische Überläufer. Man erwartet für die heilige Nacht einen Hauptstoß gegen die hiesige Stellung. Die Schilderungen der hier liegenden Truppenteile lassen uns erst richtig ahnen, was überhaupt Krieg ist. Ein

Wahnsinn. Entsetzlicher Jammer. Tiefes Grauen. Ich muß es kurz machen. Wir lagen den ganzen Tag in unserem fürstlichen Quartier und froren. Die heilige Nacht senkte sich lüde auf die Erde nieder. Und das Weihnachtswunder kam: Wir brauchten nicht in Kraft zu treten. Das feindliche Gros ist nach Verdun zu abgeschwenkt. Heute abend fahren wir wieder nach St. Erme zurück. Schade, daß ich so wenig Zeit habe. Ich könnte unzählige interessante Episoden aus den beiden Tagen erzählen. Nun noch kurz den heiligen Abend. Gegen 8 Uhr tönte durch die stille Nacht die weiche Melodie „Stille Nacht“. Ich ging hinüber. Es kam aus der offenen Schenke, in der unser 3. Zug lag. Ein mächtiges Feuer war entfacht. Darum im Kreis die Sängere. Das Lied war verklungen. Jetzt erhob sich ein junger, schlanker Koblenzer Pionier vom Feuer und hielt eine prachtvolle Rede auf unseren Kaiser. Brausend erschollen drei kräftige Hurras aus unseren Kehlen hinüber zum Feind. Dann wünschte uns der Pionier fröhliche Weihnachten und wir sollten uns doch noch ihren Christbaum ansehen. Ich folgte ihm. Und ein unergeslicher Anblick. Ein kleiner, feiner Unterstand. In der Mitte ein Tisch! Und darauf das brennende Bäumlein, wunderhübsch geschmückt mit Engelshaar und Glöcklein und Silber- und Goldfäden. Es war rührend. Und dazu prächtige Lente. Der Redner entpuppte sich als ein Jenenser Waffensstudent. Deutsche Gastfreundschaft! Alles mögliche wurde mir direkt aufgedrängt. Und schließlich das Beste. Es war in dem Stüblein noch ein Platz zum Schlafen übrig. Und so hatte ich denn das Riesenglück, sogar besser als unsere Offiziere zu pennen. Mit den Gedanken an Euch und an Eure Weihnachten und an frühere Weihnachten schlief ich ein.

Dostkamp, 19. März 1916.

Ein ereignisreicher Monat dieser März 1916. Heute hat mir nun der König das Ritterkreuz II. Klasse des Albrechtsordens mit Schwertern verliehen. Beinahe ein bißel zuviel in einem Monat, nicht wahr? Leider ist diese Auszeichnung für mich mit einem recht traurigen Ereignis verbunden und die Erinnerung daran ist mir seinerzeit recht nahegegangen.

Es war am 28. Januar. Seit fast einem Monat lag ich wieder zum erstenmal im Schützengraben, neu gekräftet durch den wunderschönen Urlaub in der Heimat bei Euch, und deshalb dankbar und fröhlich. Während eines Rundganges am Nachmittag sah ich mir auch das gegenüberliegende feindliche

Drahtverhau an und bemerkte plötzlich, daß dies an zwei Stellen auf und schwach war; nur vereinzelt „spanische Reiter“ bildeten dort ein leicht zu beseitigendes Hindernis. Ich benachrichtigte sofort den Kompagnieführer davon; denn bei Verringerung des Drahtverhau ist größte Aufmerksamkeit geboten. Gewöhnlich ist das das erste Anzeichen zu einem baldigen Angriff. Auch unsere Artillerie wurde in Kenntnis gesetzt und wird mir wohl deshalb sehr gram gewesen sein, denn sie mußte die ganze folgende Nacht in höchster Alarmbereitschaft bei ihren Geschützen stehen. Dann teilte ich dem Kompagnieführer weiter mit, daß ich zur näheren Erkundigung dieser Sache eine Patrouille rauschicken würde. Als ich gegen Abend meine Gruppenführer fragte, wer sich freiwillig dazu melden wolle, meldete sich als einziger, der als Führer in Betracht kam, der Fahnenjunker und Unteroffizier Strauß. Außerdem einige Leute. Da Strauß aber noch keine Patrouille mitgemacht hatte, zog ich es vor, selbst die Führung zu übernehmen, schon um meinen Leuten für solche etwa wiederkehrenden Fälle mit gutem Beispiel voranzugehen. Gegen $\frac{3}{4}$ 8 Uhr abends gingen wir los, mit mir Strauß und Soldat Tschoppe. Letzterer hatte sich sofort, als er hörte, daß ich mitging, freiwillig gemeldet. Die Entfernung zwischen den beiden Stellungen betrug hier etwa 120 Meter. Das Gelände war völlig eben und unbedeckt, bot also wenig Deckung. Wir überstiegen unser Drahtverhau, dann krochen wir lautlos auf dem nur mit dünnem Gras bewachsenen Boden vor. Ich voran, die beiden anderen hinter mir, quasi einen Keil bildend. Die Sterne waren noch nicht aufgegangen und die Nacht deshalb ziemlich dunkel. Vom Feinde her kam das übliche vereinzelt Infanteriefeuer, ab und zu knatterte auch ein Maschinengewehr dazwischen. Bisweilen fauste eine Kugel zischend über uns hinweg, ohne uns zu beunruhigen; denn da die beiderseitigen Gräben hier auf der Erde aufgebaut sind, wird gewöhnlich der Rand der Schützengräben beschossen, das Zwischengelände wird deshalb nur selten bestreut. Auf unserer Seite wurde, da die Patrouille natürlich vorher angesagt war, nur wenig geschossen und dann ganz hoch. Nur langsam kamen wir vor, denn der Feind schoß recht häufig weiße Leuchtflugeln ab und sofort erstarb dann bei uns jede Bewegung. Auch ist es nicht so einfach, sich lediglich durch Kriechen auf der Erde fortzubewegen. Zum mindesten ist's reichlich anstrengend. Jetzt konnten wir schon das Mündungsfeuer der feindlichen Gewehre erkennen. Tack, tack, tack, tack! . . . Dort stand ein Maschinengewehr, für uns deutlich erkennbar am matten Aufblitzen bei jedem einzelnen Schuß. Rechts huschte plötzlich dort drüben ein schmaler, aber intensiver Lichtstrahl durch die Nacht.

Wahrscheinlich das Licht eines Unterstandes, dessen Thür für einen Augenblick geöffnet worden war. Wir hörten jetzt aus dem Graben ab und zu leises Husten. Auch ich konnte manchmal nur mit Mühe ein Hüfteln unterdrücken, denn der Boden war recht feucht und Hose und Waffenrock hatten bei der langen Kriecherei die Feuchtigkeit angenommen, trotzdem wir unsere Knie und Ellbogen zum Schutze dagegen mit Sandsäcken umwickelt hatten. Da hörten wir plötzlich, daß halblinks vor uns angefangen wurde, am Drahtverhau zu arbeiten! Es war die Stelle, zu der wir hinstrebten. So, jetzt kam unsere Aufgabe: festzustellen, ob der Feind das Drahtverhau noch weiter verringerte oder ob er die Lücken jetzt ausbesserte. Wir krochen also näher heran; wir hörten leises Klirren von eisernen Pfählen. Noch ein Stück ganz vorsichtig vorgetrochen — jetzt waren wir etwa 20 bis 25 Meter vor dem feindlichen Graben — und nun sahen wir auch schwache Umrisse von dort arbeitenden Leuten. Zisch! Eine weiße Leuchtugel stieg empor. Wir schmiegt uns noch mehr dem Erdboden an; ich konnte aber trotzdem noch sehen, daß neuer glänzender Draht gezogen war und eine Anzahl frisch eingeschraubter Eisenpfähle jetzt vor den spanischen Reitern standen. Unsere Aufgabe war erfüllt. Wir konnten umkehren. Ich winkte meinen beiden Begleitern; sie krochen ran und ich wollte ihnen gerade meine Beobachtungen mitteilen, da plötzlich schreit Tschoppe, der hart rechts neben mir lag, laut auf. Schwerer Bauchschuß! Wir beide packen ihn behutsam an und tragen ihn kriechend ein Stück zurück. Ein paar Kugeln schlagen neben uns in den weichen Erdboden ein. Wieder erhellt eine Leuchtugel mit ihrem weißen, grellen Licht die Nacht. Da sehen wir wenige Meter vor uns einen kleinen Graben: rasch hinein! Wir versinken zwar bis über die Knie im Schlamm, sind aber vorläufig gerettet. Es ist ein Wassergraben, der von der englischen Stellung vorführt. Jetzt untersuche ich die Wunde des armen Kameraden. Sehr schwerer Streifschuß. Wir können ihn hier draußen gar nicht verbinden. Er hat furchtbare Schmerzen und wimmert leise. Die Engländer sind wieder ruhig geworden, sie schießen nicht mehr. Höchste Eile tut not. Ich ziehe meinen Waffenrock aus, um auf diesen den Kameraden zu legen und wegzutragen. Aber es geht nicht, der Waffenrock ist zu kurz. Wir müssen eine Zeltbahn haben. Auch können wir beide den schweren Körper nicht allein fortbringen. Ich entschlief mich endlich, Strauß nach Unterstützung wegzuschicken. Er verschwindet in der Nacht. Ich bin nun allein mit dem armen Kerl, der immer noch stöhnt und ab und zu auch einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken kann. Die Leuchtuhr zeigt 9.45. Glücklicherweise blutet die

Wunde gar nicht. Tschoppe lehnt seinen Kopf an meine Knie und bleibt so kauernd sitzen. Meine beiden Beine verschwinden allmählich im Schlamm und schlafen ein. Ich fühle sie gar nicht mehr. Der arme Kerl fühlt, daß seine Wunde wohl sehr schwer ist und ist in einer verzweifeltten Stimmung. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht, ohne verwundet zu werden. Die Uhr zeigt 10.30. Er erzählt mir von zu Hause und schreit wiederum laut auf. Der Schmerz ist zu furchtbar. Jetzt fangen die Engländer wieder an, aufmerksam zu werden. Sie wissen genau, wo wir kauern, denn sie schießen genau auf den Rand unseres kleinen Grabens. Der Dreck spritzt uns ins Gesicht. Wir ducken uns ganz tief, denn der Graben ist nicht sehr tief, und nur ganz langsam rückt der Zeiger auf dem leuchtenden Zifferblatt. Manchmal setzen die da drüben mit Schießen aus. Jetzt werden sie wohl aus dem Graben steigen und auf uns loskommen, denke ich mir und umfasse fester meinen Revolver. Aber nur noch sechs Patronen sind darin. Herzlich wenig! Und noch immer naht die sehnlichst herbeigewünschte Hilfe nicht. Ob Strauß auch etwas zugestoßen ist oder ob er sich verlaufen hat? Es ist ja so schwer, sich in diesem charakterlosen Gelände zurechtzufinden. Jetzt ist es 11.15 Uhr. Noch immer klatscht ab und zu eine vereinzelte Kugel in unserer Nähe nieder. Noch immer stöhnt und wimmert der starke, schwerleidende Mann hier, an meinen Knien sich anlehnd. Ich versuche ihm immer wieder Trost und Mut zuzusprechen. Er fühlt, daß er innerlich blutet und trägt mir Grüße an seine Eltern auf. Ich erzähle ihm von einem schönen Genesungsheim, in das er nach der Heilung kommen würde, und dann würde er nach Hause kommen, um sich wieder ganz zu erholen. Aber er schüttelt nur den Kopf und bittet mich, sein Grab zu photographieren und das Bild nach Hause zu schicken. Das ist furchtbar! Und von dort oben vom nächtlichen Himmel da gucken friedlich die Sterne zu uns herunter. Der dort wohnt, der wird uns schon nicht verlassen! Und er verließ uns nicht. Nach langem, endlosem Warten raschelt es plötzlich vor uns; ich dachte schon, die Engländer kämen; eine leise Stimme rief meinen Namen, Strauß und noch ein Soldat krochen in unseren Graben hinein. Die Uhr zeigte 11.50. Die beiden hatten sich tatsächlich in der Richtung geirrt und waren nur durch das Stöhnen des Verwundeten wieder in die richtige Gegend gekommen. Jetzt aber schnell ans Werk! Mit vereinten Kräften wurden meine mittlerweile ganz versunkenen Beine aus dem zähen Schlamm herausgezerrt und wieder gelenkig gemacht. Dann legten wir Tschoppe möglichst bequem in die Zeltbahn und nun rasch aus dem Graben heraus und unserer Linie zugestrebt. Auch für uns drei

war die Last noch schwer, aber es ging. Endlich waren wir vor unserem eigenen Drahtverhan, da zerriß die Zeltbahn. Bald war eine neue da und nun ging's weiter. Gerade der Transport übers Drahtverhan war ziemlich beschwerlich und gefährlich, zumal die Kerle von drüben wieder recht lebhaft auf uns schossen. Aber endlich gegen 1 Uhr waren wir mit unserer armen, todwunden Last im Graben. Dann wurde er verbunden und nach hinten geschafft. Er war immer noch bei vollem Bewußtsein. Auf dem Transport ins Lazarett ist Tschoppe dann seiner schweren Verwundung erlegen.